

Annette Schavan

MENSCHEN DES NEUEN WEGES

Über kritische Zeitgenossenschaft als die gemeinsame Verantwortung der Christen

**Kanzelrede in der St. Vinzentius-Kirche der Evangelischen Kirchengemeinde
in Bochum-Harpen am Sonntag, 17. November 2013**

Haben wir uns schon einmal als Menschen des neuen Weges verstanden? Käme jemand heute auf die Idee, uns Christen als Menschen des neuen Weges zu bezeichnen? Wohl kaum.

In der Apostelgeschichte ist gleich mehrfach davon die Rede. Saulus wütete gegen sie und schrieb Briefe an die Synagogen, damit ihm diejenigen genannt werden, die Anhänger des neuen Weges sind. Er wollte sie fesseln und nach Jerusalem bringen. Dann wurde er bekehrt (Apg 9,1-22). Später lehrte Paulus, der bekehrte Saulus, in Ephesus und traf auf solche, die verstockt reagierten (Apg 19,9). Schließlich heißt es: „Es erhob sich aber um jene Zeit eine nicht geringe Unruhe über den neuen Weg“ (Apg 19,23). Paulus wurde beschuldigt, die Leute zu verführen. Nach seiner Verhaftung redete er im Tempelvorhof: „Ich habe die neue Lehre verfolgt bis auf den Tod; ich band Männer und Frauen und warf sie ins Gefängnis“ (Apg 22,4). Schließlich erklärte Paulus vor dem römischen Statthalter Felix: „Das bekenne ich dir aber, dass ich nach dem Weg, den sie eine Sekte nennen, dem Gott meiner Väter so diene, dass ich allem glaube, was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten“ (Apg 24,14).

So war das also am Anfang: Die, die Jesus folgten, wurden Menschen des neuen Weges genannt. Sie lehnten den Gott ihrer Väter nicht ab; sie waren der Aufforderung gefolgt, den Geist der Gesetze zu verstehen. Jesus hatte sie zu diesem neuen Weg eingeladen. Sie kamen sich nach seinem Tod ziemlich verloren vor. Er hatte ihnen klargemacht, dass es nicht reiche, die Gesetze zu halten, sie vielmehr versuchen sollten, sie zu verstehen. Jesus hatte nach ihren Bindungen gefragt, danach, woran ihr Herz hängt, wovon sie sich provozieren lassen und wofür sie Verantwortung übernehmen. Das wird besonders deutlich in der Begegnung Jesu mit dem reichen Mann. Der zählt auf, dass er die Gebote hält und gute Werke tut. Er ist ziemlich sicher, deswegen in den Himmel zu kommen.

Wir kennen diese Geschichte gut; sie verunsichert uns immer wieder. Jesus erklärt dem Mann nämlich, dass das alles nicht ausreicht für das Himmelreich. Er müsse vielmehr all das, was ihn an seine Reichtümer binde, verlassen. Dann erst sei er frei für das Himmelreich. Der neue Weg ist eine Einladung in die Freiheit. Der Mann muss sich also fragen, ob er diese neue Bindung als Ausdruck der Nachfolge akzeptieren kann.

Diese Frage ist geblieben. In 2000 Jahren immer wieder gestellt, hat manche Antwort Geschichte geschrieben. Da sind dann tatsächlich neue Wege entstanden. Franziskus, Benedikt, Teresa von Avila, Katharina von Siena sind solche Beispiele. Auch Martin von Tours, dessen Jahrestag auf den 11. November fällt; der Vater des abendländischen Mönchtums war Soldat und wechselte mit der Mantelteilung seinen Platz: vom Vertreter des Staates zum Fürsprecher der Armen. Das Volk hat ihn später zum Bischof gewählt. (Auch ein schöner Impuls für heute!) Und dann natürlich Martin Luther, dessen 530. Geburtstag wir am vergangenen Sonntag gefeiert haben. Er traf die Kirche zu seinen Lebzeiten in keiner guten Verfassung vor, setzte mit seinen Thesen Impulse und wurde zum großen Reformator. Bekanntlich folgten darauf lang andauernde Auseinandersetzungen in Europa. Die Geschichte hat auch die Katholische Kirche verändert.

Es gab sie nicht nur am Anfang, die Menschen des neuen Weges. Es gab sie immer wieder – nie ohne Risiko, immer auch mit Gegnern. Entwicklung geschieht in Auseinandersetzung. Jedenfalls solange sich noch Christen finden, die unruhig geblieben sind. Sie verstehen ihren Weg als kritische Zeitgenossenschaft. Sie reden nicht einfach das, was alle reden. Sie laufen nicht jedem Trend hinterher. Sie versuchen zu verstehen, was Jesu Einladung zur Nachfolge in ihrer Zeit bedeutet.

Als einen Aufbruch zu einem neuen Weg können wir auch das 2. Vatikanische Konzil (1962-1965) verstehen. Papst Johannes XXIII hat die Katholische Kirche damals aufgerufen, die „Zeichen der Zeit“ zu verstehen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten. Diese Aufforderung geht auf die Bibel zurück. Sie steht bei Lukas (Lk 12,54-57). Jesus sagt den Leuten: „Wenn ihr eine Wolke aufsteigen seht vom Westen her, so sagt ihr gleich: Es gibt Regen. Und es geschieht so. Und wenn der Südwind weht, so sagt ihr: Es wird heiß werden. Und es geschieht so. Ihr Heuchler! Über das Aussehen der Erde und des Himmels könnt ihr urteilen; warum aber könnt ihr über diese Zeit nicht urteilen?“ Im Konzil wird also ein biblischer Auftrag aufgegriffen. Christen sollen sich darum bemühen, ihre Zeit zu verstehen.

Sie sollen gleichsam den Blick hinter die Kulissen wagen und sich um Unterscheidung bemühen: Was sind die Trends, die kommen und gehen? Was sind demgegenüber die Zeichen der Zeit, die unumkehrbare Veränderungen anzeigen? Tradition bedeutet nicht, die immer gleichen Antworten zu geben und ständig zu streiten über die Verhältnisse, wie sie einmal waren. Wir streiten auch heute meistens über die Vergangenheit. Nicht selten trauern wir ihr nach. Aber haben wir auch eine Vorstellung von unserer Verantwortung in Zukunft? Das ist symptomatisch für Streit in Institutionen, nicht nur in der Kirche. Modernisierungsbefürworter werden mit dem „Markenkern“ konfrontiert. Der besteht aber nicht in der Konservierung des Bisherigen. Die einzige Konstante der Tradition ist der Wandel. Er verhindert den Abbruch von Tradition. Neue Wege brauchen die Antwort auf die Frage nach dem, woran wir uns gebunden fühlen, wovon wir uns provozieren lassen und wofür wir Verantwortung tragen. Und es gehört dazu auch, Rechenschaft vom Grund unserer Hoffnung zu geben.

„Ökumene jetzt“ will die Konzentration auf die Substanz unseres Glaubens, in der Vielfalt seiner Formen und Facetten. Die Substanz, wie wir sie eben im Glaubensbekenntnis gesprochen haben. Das sind die Grundworte unseres christlichen Glaubens; darin wird die Urkunde sichtbar. Das macht den Grund unserer Hoffnung aus, der Glaube an den auferstandenen Herrn, der uns das Tor zum Leben geöffnet hat und zu jener Freiheit, die uns innerlich unabhängig macht von den Trends und Moden unserer Zeit und uns das Leben in Fülle verheißt. Das ist auch der Grund für eine kritische Zeitgenossenschaft, die uns heute sagen lässt: Die Welt interessiert sich nicht so sehr für unsere konfessionellen Feinheiten. Sie fragt uns, warum seid ihr euch nicht einig? Was hindert euch an der Einheit? Steht nicht über aller Vielfalt konfessioneller Traditionen die eine Tradition des Christentums, die euch verbindet und euch eure Verantwortung in der Welt von heute erkennen lässt? Was hat bei euch Priorität?

„Ökumene jetzt“ will die Priorität bei der Einheit in der Vielfalt, nicht bei der Versöhnung in der Trennung. Das ist auch wichtig für den Dialog der Religionen, den wir führen. Moderne Gesellschaften sind religiös plurale Gesellschaften. Sie reden über die Quintessenz ihrer Religion. Die Quintessenz liegt in dem, was uns verbindet. Das ist mehr als das, was uns trennt. Kritische Zeitgenossenschaft der Christen heute liegt in ihrer Verantwortung für die einzigartige Würde eines jeden Menschen, für den Respekt vor dem Menschen, für seine Grundrechte überall in der Welt, gegen Gewalt und die Instrumentalisierung von Religion für Macht und Terror, gegen anhaltende Unterdrückung und Korruption, die Menschen ihre Lebenschancen verweigert, für die Beseitigung der Ursachen von Armut und Hunger.

Heute würde uns Jesus vermutlich sagen: Ihr fliegt auf den Mond und wollt auf den Mars. Ihr erforscht das Leben und versteht euch immer mehr als Choreographen der Natur und des Lebens. Ihr Heuchler! Warum versteht ihr nicht die Zeichen der Zeit?

„Wacht auf“ - haben wir gerade gesungen. „Ihr müsset ihm entgegen!“ – Dazu braucht es den Blick in die Zukunft. Karl Rahner hat davon gesprochen, dass Gott in dieser Zukunft auf uns zukommt. Dazu sei das Wagnis in die Zukunft nötig. Das könne nicht eingehen, wer nichts ändern wolle und Geschichte nur als das begreife, was ihm bekannt sei. Zur christlichen Grundhaltung gehört Veränderungsbereitschaft – im eigenen Leben und in der Tradition von Institutionen. Dazu kann auch gehören, institutionelle Grenzen zu überwinden, weil die Substanz unseres Glaubens schwerer wiegt als konfessionelle Besonderheiten.

Von den ersten Christen heißt es: „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32).

(Zusammenfassung der mündlich gehaltenen Kanzelrede. Die Bibelzitate sind der Bibelübersetzung nach Martin Luther entnommen.)